

III.

Bücherbesprechungen.

Geschichte der Stadt Cham.

Von Johann Brunner.

Verlag von Panraz Baumeisters W. in Cham. 1919.

Wer mit offenen Augen die Bestrebungen und Wandlungen unserer jüngsten Zeit überblickt, wird unschwer feststellen, wie wenig sie auf geschichtlich Gewordenes Rücksicht nimmt, gleich als ob wir völlig losgerissen wären von dem allgemeinen Geschehen und wie wenn kein Band uns an die Vorzeit binden würde. Dieser Mangel an historischem Verständnis ist zum großen Teil Schuld an den zahllosen Fehlschlägen unserer inneren und äußeren Politik und nur allmählich bricht sich die bessere Einsicht Bahn, daß wir bei allen Neuerungen den Blick von der Vergangenheit nicht abwenden dürfen, wenn Ordnung wieder in unser Staatswesen einziehen soll. Gerade die Heimatgeschichte zeigt uns, mag uns die Gegenwart noch so fremd und neuartig anmuten, daß mit größeren oder kleineren Abweichungen ähnliche Zustände immer und immer wiederkehren, daß Krieg, Not und Hunger wieder durch Zeiten des Aufstrebens und der Gesundung abgelöst werden. Darum muß es eine Hauptaufgabe unserer Zeit sein, sich recht tief in die Heimatgeschichte zu versenken; die Beschäftigung mit ihr wird wieder Mut und Selbstvertrauen in uns erwecken und uns leichter über die gegenwärtigen Nöte hinwegkommen lassen. Nicht hoch genug ist deshalb das Verdienst des Präparandenoberlehrers Brunner von Cham einzuschätzen, der es in unserer trüben, so schuldigen und jeden höheren Schwunges baren Zeit wagte, eine ausführliche Geschichte der Stadt Cham herauszugeben und mit deren Schicksalen einen weiteren Leserkreis bekannt zu machen. „Wenn ich so die Geschichte unserer Stadt“ sagt er in seinem Vorwort, „an mir vorüberziehen ließ und sah, wie Kriegsbedrängnisse, Teuerung und Krankheiten, Trübsal und Not unsere Vorfahren heimsuchte, sie gänzlich niedersetzte und ihnen oft nichts mehr ließ als das nackte Leben; wenn es sich dann zeigte, wie doch die erlahmte Tätigkeit sich wieder rührte, der Wille zum Leben erstarbte und wieder Nützliches schuf: da erfaßte mich Zuversicht auf bessere Zeiten.“

Und diese Zuversicht, dieses Vertrauen auf eine bessere Zukunft unserer Heimat und unseres Volkes, das wird sicher der schätzenswerteste Gewinn sein, den jeder Leser aus dem gehaltvollen und so vollstümlichen Buch schöpfen wird.

In der ersten Hälfte seiner Geschichte führt uns der Verfasser in die graue Vorzeit des Chamauer Bezirkes, zeigt uns die ersten Anfänge des Christentums, behandelt die böhmische Nachbarschaft und weist uns dann in die wechselvollen Geschehnisse der Stadt unter der Herrschaft der Wittelsbacher ein. Ein sehr anschauliches Kapitel ist der

Suffitennot gewidmet, ein anderes dem Pöblierbund und dem Landschuter Erfolgsgeleit. Die Glaubensspaltung mit ihren schweren inneren Zwistigkeiten, die unsäglichen Leiden des Dreißigjährigen Krieges, die Gegenreformation, der Spanische und Österreichische Erfolgskrieg, die Pandurengreuel und endlich die glücklicheren Zeiten des 19. Jahrhunderts, sie alle ziehen wie ein Wandeltheater an unserem geistigen Auge vorüber. Besonders anregend ist dann zum Schluß noch der Abschnitt über die Stadt Cham im großen Weltkrieg; dieses Kapitel hat ein Mann geschrieben, der mitten im Volke stand, mit ihm litt und litt.

In einem zweiten Teile wird in selbstständigen Abhandlungen die innere Entwicklung der Stadt mit ihren Behörden zur Darstellung gebracht. Ein besonderer Abschnitt stellt die zahlreichen Feuersbrünste zusammen, die Cham heimgesucht haben, einer behandelt den Amts- und Gerichtsbezirk, ein anderer die Vertretung der Stadt, ihre Freiheiten und Stiftungen; Handel und Wandel wird ausführlich besprochen, ebenso das Schul- und Kirchenwesen und schließlich lernen wir noch die Lebensschicksale der berühmtesten Chamauer Männer kennen, darunter die des Marschalls Ludner, der während der französischen Revolution auf der Guillotine endete, und die des hochverdienten Heimatgeschichtschreibers Joseph Rudolf Schuegraf, dessen Name auch in die Geschichte Regensburgs mit goldenen Lettern eingeschrieben ist.

Eine ungemein reiche Fülle des Stoffes ist auf den 384 Seiten des Buches dem Leser geboten, liebevoller, eingehender und erschöpfender kann m. E. eine Heimatgeschichte nicht behandelt werden. Hinsichtlich der Zweckmäßigkeit der Einteilung in äußere und innere Geschichte wird wohl mancher anderer Ansicht sein als der Verfasser, man vermischt wohl auch einen einleitenden Abschnitt über die geographische Lage Chams, aus der heraus ja doch meist die äußeren geschichtlichen Ereignisse am besten sich erklären lassen; eine Karte mit Cham und seiner näheren Umgebung würde zum leichteren Verständnis des Gebotenen sicher viel beitragen; eine Erweiterung des Inhaltsverzeichnis würde die Brauchbarkeit des Buches noch erhöhen und einzelne störende Lese- und Druckversehen müßten in einer neuen Auflage ausgemerzt werden; aber alle diese Ausstellungen sollen das große Verdienst des auf dem Gebiete geschichtlichen Forschens wohl bewährten und rühmlichst bekannten Verfassers nicht schmälern, der der Stadt Cham ein sinnigeres und wertvolleres Geschenk nicht hätte machen können.

Papier, Druck und Ausstattung des Verlags von Pankraz Baumelsters Wwe. verdienen alles Lob, geschmackvoll sind die Bildbeigaben und Rankleisten von G. Ahtelstetter, Neukirchen, als sprechende Beweise dafür, was Arbeit, Fleiß und Opferwilligkeit auch in unserer so tief traurigen Zeit zu leisten imstande sind.

Möge darum die Mühe des Verfassers gelohnt werden durch einen recht regen Absatz des Buches; alle Kreise der Bevölkerung in Stadt und Land werden aus dem Buche reichen geistigen Gewinn ziehen und der heranwachsenden Jugend, den Schulen und Lehranstalten sei es besonders empfohlen, auf daß das kommende Geschlecht durch die Kenntnis der Vergangenheit wieder Achtung lerne vor dem Gewordenen und Vertrauen und Zuversicht gewinne für die Zukunft.

Dr. Freitag.

Die vorkarolingische Basilika St. Emmeram in Regensburg und ihre baulichen Änderungen im ersten Halbjahrtausend ihres Bestandes, 740—1200.

Von Dr. ing. Franz Schwäbl.

Regensburg 1919, Verlag von Joseph Habel.

Die Kirche des hl. Emmeram, die ehrwürdigste, kirchen- und kultur- geschichtlich bedeutsamste Stätte der Stadt und Diözese Regensburg, hat von dem Zeitpunkt an, da die kunstgeschichtliche Forschung der heimischen, deutschen und bayerischen Kunst erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken begann, viel Interesse gefunden. Man war mit gutem Grund überzeugt, daß die Kirche des bis in die Frühzeit des 8. Jahrhunderts zurückreichenden Emmeramsklosters, mit dessen Abtwürde von den Tagen des hl. Bonifatius bis zu den Zeiten des hl. Wolfgang (972—994) auch die Würde des Bischofs von Regensburg verbunden war, die vornehmste Kirche der alten Hauptstadt Bayerns, die Grabstätte der deutschen Karolinger, bayerischer Herzoge und der Regensburger Bischöfe bis tief ins 12. Jahrhundert hinein (bis Heinrich I., † 1155) eine über das Einzelobjekt weit hinausreichende Bedeutung haben müsse. Das Bild, das man sich bis zuletzt von der Baugeschichte der Kirche, ganz besonders von deren ältesten Anlage machen konnte, war aber ein recht unsicheres und mangelhaftes und es war, wie sich jetzt herausgestellt hat, in wesentlichen Punkten falsch. Hinsichtlich der durch den Abt- bischof Gaubald (739—61) erbauten ältesten Emmeramskirche schwankten die Ansichten zwischen einer einschiffigen und einer kleineren dreischiffigen (basilikal) Anlage und erst dem Abtbischof Sindbert (bis 791) schrieb man auf Grund einer alten Quellennachricht die Erbauung einer großen Basilika im Ausmaß der noch heute vorhandenen bis hin zum Querschiff zu. Diese Sindbertbasilika wäre zwar eine sehr stattliche, aber in der Anlage doch recht einfache Kirche gewesen: drei gleichlaufende Schiffe mit Dreiapsiden schluß, aber ohne Querschiff, und man sah in diesem einfachen Schema das Vorbild für die zahlreichen querschifflosen Dreiapsidenkirchen, die dem romanischen Denkmälerbestand Altbayerns

das Gepräge geben und ihn eigentümlich abheben von den reicher entwickelten Anlagen der sächsischen und rheinischen Kirchen.

Man hat die Baugeschichte von St. Emmeram bisher etwas einseitig aus den recht spärlichen literarischen Nachrichten konstruiert und einer eindringenden baulichen Untersuchung — Hager hat deren Bedeutung zuerst erkannt — doch nicht den nötigen Nachdruck zugewendet. Gerade hier hat Dr. Schwäbl, als Architekt dazu mehr berufen als die Kunsthistoriker, die sich bisher mit St. Emmeram beschäftigt hatten, eingesetzt und hat mit seltenem Spürsinn und durch sorgfältige Messungen allerlei kleinere und größere Unregelmäßigkeiten und Merkwürdigkeiten am heutigen Bau aufgedeckt, die sich als wertvolle Zeugen für die wechselvolle Geschichte der Kirche, nicht zuletzt auch für die richtige Erkenntnis ihres ersten und ältesten Bestandes erwiesen. Nach den Untersuchungen Schwäbls darf es jetzt als sicher gelten, daß bereits die Gaubaldkirche eine dreischiffige Basilika war — Sindbert hat nur vollendet, was Gaubald begonnen hat — und zwar von den stattlichen Ausmaßen der heutigen Kirche bis hin zu dem späteren westlichen Querschiff. Und diese älteste St. Emmeramskirche — das ist ein Ergebnis von besonderer Bedeutung — besaß einen östlichen Querbau, eine Art Querschiff das allerdings nicht über die Flucht der Seitenschiffe vorsprang, mit Emporen in den Flügeln und einem Mittelurm über der Vierung. Die massigen Pfeiler in den Seitenschören der Kirche, die bisher stets wie ein Rätsel empfunden wurden, finden so eine überzeugende Erklärung. Zwischen Querbau und Apsis war in Verlängerung des Mittelschiffes noch ein besonderer Chorraum eingeschaltet und damit eine kreuzförmige Anlage erzielt: es ist das älteste erhaltene Beispiel der für die Entwicklungs-geschichte des romanischen Stiles so bedeutsamen Grundrißlösung des lateinischen Kreuzes. An den Seiten des Chorraumes befand sich links eine Sakristei, rechts stand noch das alte, ehrwürdige Georgskirchlein, in dem Emmeram zuerst war beigesetzt worden, bis er unter Gaubald in die für ihn erbaute Ostkrypta feierlich transferiert wurde. Auch über diese Krypta und über die Ostapsis herrschten bisher mancherlei falsche Vorstellungen. Der Kryptengang lief ursprünglich außen an der sehr hohen, aber schmalen Apsis herum, deren Hochmauer über der Innenmauer des Ganges sich erhob — erst 1731

erhielt die Apsis ihre heutige, erweiterte Gestalt, die man bisher als die ursprüngliche ansah — und man stieg nicht aus den Seitenschören, die damals noch nicht bestanden, sondern unmittelbar aus dem Mittelraum durch zwei Eingänge zu beiden Seiten der Apsis in die Krypta hinab, die überdies im Osten auch einen stollenähnlichen Eingang von außen her besaß ähnlich wie die Ludgerikrypta in Werden a. d. Ruhr. Sind das alles sichere Ergebnisse, die höchstens in mehr nebensächlichen Einzelheiten noch Korrekturen zulassen, so bleibt dagegen, auch nach Schwäbls Anschauung selbst, dessen Rekonstruktion der Westteile der alten St. Emmeramskirche vorläufig hypothetisch. Schwäbl vermutet da auf Grund von Angaben des Arnold von St. Emmeram aus der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts und gewisser Eigentümlichkeiten des späteren Westchores und Westquerchiffs eine ausgedehnte Atriumsanlage: einen quadratischen, auf drei Seiten von nach innen zu offenen Wandelgängen umgebenen Vorhof, und auf der Westseite eine von einem Turmpaar flankierte Vorhalle. In solcher Rekonstruktion erscheint die Kirche Gaubalds und Sinbberths allerdings als eine Schöpfung „von so überragender Großartigkeit, daß alle bisherige Erwartung und Mutmaßung bei weitem übertroffen wird.“

Was nun die spätere Baugeschichte von St. Emmeram betrifft, so verlegt Schwäbl die erste bedeutsame Umgestaltung in die Zeit des seligen Abtishofs Tuto (894–930). Dieser hat nach einer freilich nicht sehr alten Nachricht in St. Emmeram einen neuen kostbaren Hochaltar errichtet und vielleicht ist damals der Hochaltar vom Scheitel der Apsis weg an den Eingang derselben versetzt und unter dem Hochaltar zur Aufnahme von Reliquien jene zweite Confessio angelegt worden, die durch den merkwürdigen, in Augenhöhe angebrachten schlauchartigen Schacht am Eingang der Krypta den Blicken der Gläubigen geöffnet war. Damals sind nach Schwäbl auch die Sakristei im Norden und das alte Georgskirchlein im Süden durch Umbau in den Hauptkirchenraum einbezogen worden und so Nebenschöre neben dem Hauptchor entstanden, ein entwicklungsgeschichtlich bedeutungsvolles Motiv. Gleichzeitig erhielt die Krypta ihre heutigen Eingänge aus diesen Nebenschören. Über den Sicherheitsgrad einer Vermutung kommt das über diese Bauvornahme unter Tuto Gesagte freilich doch wohl kaum hinaus, zumal auch die Tragfähigkeit

der beigebrachten literarischen Stützen zweifelhaft ist. Sicher beglaubigt dagegen ist ein Bauunternehmen etwa 60—80 Jahre später, unter Abt Ramwold, dem ersten St. Emmeramer Abt, der nicht zugleich Bischof war, — die Anlage der 978 geweihten, im 18. Jahrhundert leider gänzlich umgestalteten sog. Ramwoldkrypta. In der von Schwäbl vorgenommenen Rekonstruktion erscheint diese als dreischiffige, tonnengewölbte Halle ungefähr in der Art der noch erhaltenen Erhardikapelle bei Niedermünster. Es ist diese Ramwoldkrypta vielleicht das älteste Hallenkirchlein in Deutschland, zugleich Vorläufer und Vorbild späterer Hallenkirchen in Regensburg und Umgebung (St. Leonhard, Prüll, Walderbach). Von der ziemlich umfassenden Bautätigkeit, die man früher dem Kaiser Heinrich II. dem Heiligen an St. Emmeram zuschrieb (Westquerschiff und Westchor), die aber schon Endres 1894 auf Wiederherstellung des verbrannten Kirchendachs und die Stiftung eines Deckengetäfels einschränkte, bleibt nach den neuesten Untersuchungen, die das Getäfel mit Sicherheit Heinrich III. zuweisen, nichts mehr übrig. Wohl aber schreibt jetzt Schwäbl dem Kaiser die Errichtung eines kleinen, vermutlich turmähnlichen Nischenbaues an der Nordwestseite des alten St. Emmeram zu, an der Stelle der heutigen Vorhalle, der, nach anderwärts (z. B. Werden a. d. Ruhr) nachgewiesenen Parallelen zu schließen, als Gerichtshalle — hier stand ja auch lange der als Gerichtstuhl anzusprechende sog. Heinrichsstuhl, der sich jetzt in der Wolfgangskrypta befindet — und wohl auch zu pfarrlichen Verrichtungen diente als Vorläufer der späteren Rupertuskirche. Ein letzter Rest dieses Nischenbaues, der bei Annahme seiner Erbauung durch Heinrich II. allerdings nur wenige Jahrzehnte gestanden haben könnte, ist das merkwürdige, vielbesprochene Doppelnischenportal, das in Kirche und Querschiff führt.

Eine großartige Bautätigkeit setzt an St. Emmeram um die Mitte des 11. Jahrhunderts ein, unter Abt Reginward (1048—1064), zu der vermutlich ein großer Brand den Anlaß bot, der namentlich die Westteile (auch den eben besprochenen Nischenbau) stark verheerte. Man ging damals weit über einen Wiederaufbau des Alten hinaus und wählte die stattlichste Lösung, die jene Zeit für den Kirchenbau kannte: die Verdoppelung von Querschiff und Choranlage, und errichtete auch im neuerbauten Westchor eine aufwandreiche Krypta, in die Papst

Leo IX. 1052 bei seiner Anwesenheit in Regensburg den Leib des hl. Wolfgang übertrug. Von hohem Interesse sind die scharfsinnigen und geistreichen Ausführungen, die Schwäbl über einzelne besonders beachtete Glieder und Räume dieses neuen Westbaues macht, über den nur noch als Truncus erhaltenen Nordwestturm und einen möglichen Begleiter im Südwesten, über die bis jetzt leider arg verwüstete Magdalenenkapelle im zweiten Geschoß jenes Nordturms, die in ihrer alten Gestalt mit dem interessanten achtheiligen Gemölbe ein wahres Schmuckstück von St. Emmeram war, und über die Krypta selbst und ihre eigenartige Anlage. Die allerdings auch früher schon (namentlich von Hager) mit dem Hinweis auf antike Vorbilder erklärten Eigentümlichkeiten (die Nischen und Profile) dieser künstlerisch hochwertigen Räume, die sich als Glieder einer größeren Familie darstellen, erweist Schwäbl als Frucht und Äußerung einer seit Ende des 10. Jahrhunderts auf breiter kultureller Grundlage einsetzenden Renaissancebewegung, einer Art Vorrenaissance, die freilich alsbald eingedämmt wurde durch die Gegenwirkung der Träger der Kirchen- und Ordensreform, als deren Vertreter in Regensburg vor allem Otloh erscheint.

Schon 11 Jahre nach der Wiederweihe der Kirche (1052), nämlich 1063, soll ein Brand St. Emmeram im Osten stark beschädigt haben, aber Abt Eberhard hätte nach Schwäbl den gestürzten östlichen Querbau wieder aufgerichtet. Als aber 100 Jahre später, 1166, ein neuer großer Brand in St. Emmeram wütete, der diesen östlichen Querbau und den Mittelsturm wieder zerstörte und die in der Hauptsache seit den Tagen Karls des Großen stehenden Langhausmauern und den Nordwestturm zum Einsturz brachte, da fehlte die Entschlußkraft zu einem großzügigen Wiederaufbau. Die Pfeiler zwar und die Hochwände des Innern erhielten im Sinne der Zeit eine reichere Gliederung und als oberen Abschluß ein reich bemaltes Getäfel, aber der Nordwestturm, der Querbau im Osten und der Mittelsturm erstanden nicht wieder und so erhielten die Ostteile von St. Emmeram damals jene überaus einfache, querschiff- und turmlose Gestalt, in der sie heute noch vor uns stehen. Diese ist also nicht ursprünglich, sondern Ergebnis einer rückläufigen Entwicklung. Neu sind nach dem Brand in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts unter den Äbten Adalbert (1149 – 1177)

und Beringer (1177—1202) noch entstanden die romanische Vorgängerin der jetzigen Rupertuskirche und die westlich daran unmittelbar anstoßende Vorkhalle — hieher, an die Nordseite der Kirche, war durch Reginward der alte Eingang von Westen her verlegt worden, — die aber auch nicht in der ursprünglich geplanten Ausdehnung vollendet wurde.

Das sind im Kern die wesentlichsten Ergebnisse der neuesten Untersuchungen zur Baugeschichte der Kirche St. Emmeram als Einzeldenkmal. Dr. Schwäbl stellt nun aber dieses Einzeldenkmal, vor allem die durch ihn ermittelte reiche Uranlage, in weitsehenden und tiefgründenden Erörterungen ein in die großen allgemeinen kunstgeschichtlichen Zusammenhänge und rückt dasselbe in eine überraschende, bisher nicht einmal geahnte Beleuchtung. Gerade die hier einschlägigen Partien seiner Arbeit werden bei den Kunsthistorikern lebhaftestem Interesse begegnen und scheinen geeignet, die Diskussion über oft erörterte entwicklungsgeschichtliche Probleme neuerdings in Fluß zu bringen. Die rückwärtigen Verbindungslinien, die die erste Emmeramskirche unter Gaubald mit älteren Kirchenbauten verknüpfen, führen nach Schwäbl nicht nach dem Süden, nach Italien, wo man sie bisher gerne gesucht hat, sondern dorthin, wohin auch die Wege der Mission und andere Kulturzusammenhänge weisen, nach dem fränkischen Westen, speziell nach St. Martin in Tours. Dr. Schwäbl erweist dann die erste Anlage von St. Emmeram mit ihrem Mittelthurm im Osten und dem östlichen Querbau mit seinen Emporen als Glied einer größeren, weit verbreiteten Familie (St. Rupert in Salzburg, Mainzer Dom u. s. w.), die auch in Bayern schon im 8. Jahrhundert (St. Zeno in Reichenhall, St. Mauritius in Niederaltach, Frauenschirmsee) und noch weiterhin ihre Vertreter hatte, deren Eigenart alle späteren Geschicke doch nicht ganz tilgen vermochten. Diese Feststellungen bieten dem Verfasser die Unterlage zur Aufrollung des für jene Frühzeit vielleicht wichtigsten kirchenbaugeschichtlichen Problems, der Frage nach dem Ursprunge des Basilikaplanes in der Form des lateinischen Kreuzes. Er geht bei seinem Lösungsversuch im Gegensatz zu Graf und Dehio, die bei ihren Versuchen ausschließlich vom Grundriß ausgingen, vom Aufbau aus und sieht den Keim zur Entwicklung des lateinischen Kreuzes in der Einschaltung des Mittelthurmes zwischen Langhaus und Apfis und den

daraus sich ergebenden konstruktiven Notwendigkeiten. Und noch ein zweites Hauptproblem der frühmittelalterlichen Kirchenbaugeschichte hat Schwäbl aufgegriffen, die Ursprungsfrage des hauptsächlich in Frankreich verbreiteten Motives des Chorumganges mit Kapellenkranz, als dessen Ausgangspunkt er die für St. Emmeram nachgewiesene älteste Kryptenanlage mit dem an der Außenseite umlaufenden, halbringförmigen Gang betrachtet. Zur Angliederung von Kapellennischen hat die Sitte der Zeit geführt, wonach ausgezeichnete Personen geistlichen und weltlichen Standes ihr Grab in der Nähe des Hauptheiligen, unter einem Dach mit diesem, haben wollten.

Noch einmal hat dann St. Emmeram, in dem sich ja auch, wie schon bemerkt, die Renaissancebewegung in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts in hervorragendem Maße spiegelt, eine große Bedeutung für die Entwicklung des romanischen Kirchenbaues erlangt, indem es mit mustergebend war für die Ausgestaltung des sog. Hirsauer Bauschemas. Mehr als von dem burgundischen Reformkloster Cluny, wo man bisher die Wurzel dieses Schemas suchte, sind die Eigentümlichkeiten desselben (Nebenchöre neben dem Hauptchor u. s. w.) nach Schwäbl beeinflusst von der Anlage von St. Emmeram, so wie es vor Reginward sich darstellte, und der Vermittler desselben für Hirsau ist der große, selbst als Architekt tätige Hirsauer Abt Wilhelm († 1091), der aus dem Kloster St. Emmeram hervorgegangen war und dort seine besten Jahre zugebracht hat.

Wie auf die Allgemeinentwicklung fällt in Dr. Schwäbls manchmal vielleicht etwas kühnen, aber immer geistvollen, originellen und überaus anregenden Ausführungen reichlich Licht auf die heimische Regensburger Baugeschichte, auf den alten romanischen und noch auf den neuen gotischen Dom, auf St. Ulrich, auf die Gruppe der Hallenkirchen u. s. w. Alles in allem, ist seine dem früheren hochverdienten Bauamtmanne vom Landbauamt Regensburg, Reg.-Rat Brandtl, zueignete, zuerst in der Berliner „Zeitschrift für Bauwesen“ gedruckte, dann aber Dank der Munifizenz Sr. Durchlaucht des Fürsten von Thurn und Taxis, auch bei Joseph Habel in Regensburg in Buchform erschienene, mit vielen Text- und Tafelabbildungen ausgestattete Arbeit eine überaus wertvolle Leistung, die der verdienten Anerkennung nicht nur der Regensburger Lokalhistoriker, sondern auch der Sachgelehrten und Architekten überhaupt sicher sein darf.

Dr. Seidingsfelder.